

Die neue Schamlosigkeit

Rechtfertigung war gestern, heute geht es um digitale Absicherung: Die Neue Rechte redet offen über ihre rhetorischen Techniken.

Es war nur eine Frage der Zeit, dass die Identitäre Bewegung den Bestseller „Triggerpunkte“ des Soziologen Steffen Mau für sich entdecken und ausbeuten würde. Dessen Befund, dass die Meinungen in der Bevölkerung gar nicht so weit auseinanderliegen, wie die Spaltungstheorie der Gesellschaft glauben macht, birgt natürlich auch ein politisches Risiko (F.A.Z. vom 29. Juni 2023). So ist dieser Befund für die Strategie völkisch-nationalistischer Positionen instrumentalisierbar, sich für die breite konsensuale Mitte als anschlussfähig darzustellen – um durch die Normalisierung von Themen und Begriffen in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern Sagbarkeitsgrenzen zu verschieben, von der Ökologie über den Sport bis zur Religion.

„Ein großer Wurf“ sei das Buch, heißt es im neuen Heft der identitär aufgespielten Zeitschrift „Die Kehre“, welche Naturschutz in völkischer Tradition als Heimatschutz profiliert, aktuell unter dem Schwerpunktthema „Christentum und Ökologie“. Autor der Rezension, die Mau als „eine Lektüre für Politaktive rechts der Mitte“ empfiehlt, ist Benedikt Kaiser, neuerlicher Theoretiker und zentrale Figur beim Onlineblog „Sezession im Netz“. Das eigene antidemokratische Konfliktpotential in soziologischer Perspektive lediglich auf der Ebene von Auslösermechanismen (Trigger) behandelt zu sehen wird im identitären Sektor als Steilvorlage benutzt, um jenseits „gefühlter Meinungen“ (Kaiser) eine Konsensstauglichkeit zu behaupten. Dass der „rechte Rand“ weiterhin großes Wachstumspotential zumal auch unter Nichtwählern habe, diese von Mau und seinen zwei Mitarbeitern differenziert dargelegte Beobachtung gelte es „noch stärker als bisher in den eigenen Analysen zu berücksichtigen“, schreibt Kaiser, der seit 2023 vom AfD-Bundestagsabgeordneten Jürgen Pohl als wissenschaftlicher Mitarbeiter beschäftigt wird. Der Soziologe, auf den der Kanzler hört, findet augenscheinlich auch bei den Identitären Gehör.

Performativ ist schon das Faktum der positiven Besprechung des Mau-Buchs in einer neu-rechten Publikation als Coup im strategischen Projekt Anschlussfähigkeit zu werten. Kaiser drängt rezensierend in jene gesellschaftliche Mitte, die Mau vom Lagerdenken befreit sehen möchte. Der Vorgang zeigt aber auch, dass die Hüllen fallen gelassen werden. Als wollte man den Verfälschungsschutz arbeitslos machen und den Nimbus eigener Geheimnistuerei entsorgen, werden die Verbindungen der Identitären zur AfD als selbstverständlich vorausgesetzt und deren Techniken des infiltrierenden Sprechens offengelegt. Über Kaisers Hauszeitschrift „Sezession“ heißt es in der Onlineausgabe in selbstbewusster Eigendarstellung: Vieles, was an der AfD „grundsätzlich, kompromisslos, nicht verhandelbar und angriffslustig wirkt und ist, wurde in unserer Zeitschrift vorausgedacht, ausformuliert und in die Debatte erst eingespeist. Mehr kann man sich von einer metapolitischen Zeitschrift nicht wünschen!“ Vorausdenken, ausformulieren, einspeisen – hier triumphiert ein subversiver Gestus, der sich bereits weitgehend normalisiert wähnt.

Und nach dem Motto „Wir haben nichts zu verbergen“ hat im Sezessionsblog eben eine dreiteilige Artikelserie begonnen, welche in die Techniken der Aufmerksamkeit einführen möchte, „mit denen wir in Zukunft auch ohne staatliche Gelder sichtbar bleiben und mit unseren eigenen Narrativen die Öffentlichkeit beherrschen“. Waren die Reklamekniffe der völkisch Bewegten nicht bis eben noch geheime Verschlussstücke? Erik Ahrens, der Kopf hinter den Tiktok-Offensiven von Maximilian Krahn, dem AfD-Spitzenkandidaten für die Europawahl, fragt sich zum Auftakt der Artikelreihe selbst: „Bin ich leichtsinnig, weil ich diese Anleitung hier öffentlich beschreibe? Wenn die Methode so gut funktioniert, warum sollten unsere Gegner sie dann nicht auch verwenden? Die Antwort: Sie versu-

chen es bereits.“ Ungefähr im vergangenen Herbst, so der AfD-Influencer weiter, „fingen die Altparteien an, genau unsere Tiktok-Methode nachzuahmen. Plötzlich tauchten Videos im selben Stil, den Maximilian Krahn und ich etabliert, auch von anderen Politikern auf.“ Mit weniger Reichweite und Debatten-Drive, versteht sich: „Echte Männer sind rechts“, Krahn „ikonische Aussage“ (Ahrens) lässt demnach die digitalen Auftritte von Friedrich Merz, Robert Habeck, Annalena Baerbock oder Karl Lauterbach weit hinter sich. Ihr Wiedererkennungswert könne eine gewisse Aufmerksamkeit erzeugen, aber „Knaller“ seien ihnen nicht vergönnt.

Klicks auf sammeln, Knaller produzieren – die Bereitschaft, Inhalte als abhängige Variable von ihrer digitalen Vermarktbarkeit zu denken, ja ihre Knallerpotenz bereits für den entscheidenden Inhalt zu halten, ist einerseits publizistischer Gang der Dinge. Und doch macht die damit verbundene Zufälligkeit der Urteilsbildung, ihre im Ganzen doch friedliche Mittigkeit im Sinne Maus, zunächst etwas ratlos. Scheint die Simulation von Meinung je nach ihrem antizipierten Konsenspotential, dieses tendenziell geistfreie Ausgerichtetsein auf digitale Anerkennung, doch erst einmal auf eigentümliche Weise der Prävention des Grundsätzlichen, Kompromisslosen, Nicht-verhandelbaren zu widerraten, mit welcher sich völkisch-nationalistisches Ideengut in den entsprechenden Publikationen darstellt. Immer spricht aus ihnen ja ein politischer Essentialismus, der vorgibt, sich eigentlich nicht von wechselhaften Verkaufsstrategien abhängig zu machen. „Sezession arbeitet nicht in die Breite, sondern in die Spitze“, heißt es im Konzept desselben Blogs, der gerade ausgiebig die Tiktok-Aufmischung als richtungweisend für die neu-rechte Beeinflussung der Öffentlichkeit erläutert. Hört man da etwa auch Götz Kubitschek, den Bannerträger identitärer Reinheitsideen, aus seinem Institut für Staatspolitik rufen: „It’s the economy, stupid!“

In dem dieser Tage erscheinenden Buch „Generation Krokodilstränen“ beschreibt die Journalistin Pauline Voss das Sprechen von links und rechts in einem mittlerweile derart von digitalen Aufmerksamkeitsstrategien durchdrungenen Sinne, dass womöglich selbst verbissene geführte Identitätsdebatten zunächst als Platzhalter für die Erzeugung von medialen Erfolgsgeschichten dienen, als kalkuliertes Sprachspiel für den Aufbau großer Allianzen, die sich dann freilich inhaltlich umso bedrohlicher auswirken können. Voss warnt in diesem Sinne vor einer eindimensionalen Verwendung von Zeitgeistbegriffen wie „Cancel Culture“ oder „Wokeness“. Sie erinnert an den paradoxen Effekt einer unterstellten Cancel Culture und pflichtet sowohl dem Zensurvorwurf wie dessen kreativer Umkehr bei, die sich wie folgt anhört: „Statt sich über einen zensurierenden Eingriff in die Meinungsfreiheit zu beschweren, sollten sich die angebliehen Opfer der Cancel Culture lieber über die Aufmerksamkeit freuen, die ihnen zuteil werde.“ Den vermeintlich Gecancelten, so heiße es aufmerksamsökonomisch nicht zu Unrecht weiter, werde „erst recht eine Bühne geboten. Durch die Ausladungen, die häufig ein lautes Medienecho erzeugen, erlangten die Personen mehr Bekanntheit als zuvor.“

Das läuft, zu Ende gedacht, auf die Selbstenteignung der Meinung als einer inhaltlich begründeten eigenen Ansicht hinaus. Die Tränen, wie sie landauf, landab von links und rechts der Meinungsfreiheit hinterhergeweint werden („Was darf man denn noch sagen ohne soziale Folgekosten, ohne das Risiko, ausgegrenzt zu werden?“), bei diesen Tränen würde es sich dann tatsächlich um Krokodilstränen über verflissene Krokodilsmeinungen handeln. Auch Voss warnt freilich vor einer Entpolitisierung aufmerksamsökonomischer Obsessionen, die ihren politischen Nennwert gerade nicht zum Verschwinden bringen könnten.

Die offene Selbstthematisierung neuerlicher Aufmerksamkeitsökonomie liest sich so oder so als harte politische Kampfansage. Ihre systemstürzende Phantasie, ihr Rassismus ohne Rassen, wie ein Topos der Rassismusforschung lautet, meint sich nicht länger rechtfertigen, sondern nur noch digital absichern zu müssen. Daraus sprechen eine gefestigte Schamlosigkeit, ein Unbekümmertsein um Tarnung und Raffinement, ein sich inzwischen Selbstverständlichkeiten – ein Gestus, wie er zusätzlich zu den transportierten Inhalten beunruhigt. Denn selbst wenn der Rassismus sich je länger, je mehr als ein funktionales Medienfordernis verstehen sollte, so bleibt er doch Rassismus in seinen menschenverachtenden Wirkungen. CHRISTIAN GEYER



Poesie des kriminellen Handwerks: Han van Meegeren 1945, einer der Meisterfälscher des 20. Jahrhunderts. Fotos Kurpfälzisches Museum Heidelberg

Vier Gegner hat der Fälscher

Wege zum Ruhm: Heidelberg widmet sich der kriminellen Seite der Kunst

Wolfgang Beltracchi wurde am Ende eine Tube mit Zinkweiß zum Verhängnis. Das in ihr enthaltene Titandioxid gab es zu Lebzeiten Heinrich Campendonks nicht, wie die Analyse eines britischen Kunstanalyse-Instituts ergab. Man hätte den berühmten Fälscher auch nach ästhetischen Kriterien überführen können: an den durchgängigen Umrisslinien, die er den Figuren gab und die Campendonks modernistischem Bestreben widersprachen, Form und Farbe gleichrangig zu behandeln.

Eines der gefälschten Campendonk-Gemälde hängt derzeit im Kurpfälzischen Museum in Heidelberg, neben vielen anderen Fälschungen und Originalen. Vor mehr als zehn Jahren hat der Kunsthistoriker Henry Keazor eine umfangreiche Sammlung von gefälschten Gemälden angelegt, die ihm die Landeskriminalämter in Berlin, München und Stuttgart übergaben. Besonders in Berlin, wo man es mit Kunstdieben vom Schlage der Remmo-Bande zu tun hat, war man froh, die überquellenden Asservatenkammern zu entlasten. Keazor nutzt die Fälschungen, um seine Studenten an der Unterscheidung von Original und Fälschung kunsthistorisch zu schulen. Auch die Besucher der von ihm kuratierten Schau „Kunst und Fälschung“ sollen nun, so der Untertitel, am Falschen das Richtige lernen. Das klingt recht habermasianisch.

Ausstellungen über gefälschte Kunst sind Publikumsmagneten. Es gibt sie nur selten, weil der Kunstmarkt kein großes Interesse daran hat, seine Schattenseiten zu zeigen. Die Öffentlichkeit scheint das anders zu sehen. Zur Eröffnung platzte der Festsaal des Museums am allernächsten. Was den Kunstfälscher so attraktiv macht, ist die besondere Verbindung von Kriminalität und Begabung. Für die tollkühnsten Fälscher beginnt mit dem Erwischtwerden der Aufstieg zum Ruhm. Über sie werden Filme gedreht und Bücher geschrieben. Manche wie Beltracchi werfen sich in frag-

würdige Genieposen. Der ihm an Berühmtheit kaum nachstehende Han van Meegeren bekannte dagegen, sein Triumph als Fälscher sei seine Niederlage als schöpferischer Künstler gewesen.

Die Heidelberger Schau will den Fälscher wieder rühmen noch verdammen. Den Besucher empfangen die überlebensgroßen Porträts dreier legendärer Fälscher der britischen Künstlerin Maisie Maud Broadhead. In einer Mischung aus Stolz und Verschämtheit stehen sie auf Sockeln, die der Ruhmesgalerie des Victoria & Albert Museum nachempfunden sind. Trotz des Hinweises, dass die Bilder gefälscht sind (Freunde der Künstlerin standen Porträt), wirkt das wie eine Hommage. Die folgenden Stationen erzählen jedoch keine Heldengeschichten. Man erfährt, dass Elmyr de Hory im Zweiten Weltkrieg seinen Besitz und seinen Vater in Auschwitz verlor und in seinem Pariser Atelier begann, große Modernisten von Picasso bis Modigliani abzuzeichnen. Ein faszinierter Besucher, der angeblich gar nicht so genau wissen wollte, was er da erwarb, kaufte ihm sie eher zufällig ab. Man kann diesen Gast als Personifikation eines Kunstbetriebs sehen, der aus Gewinninteresse nicht so genau hinsieht, wenn ihm Fälschungen angeboten werden. Kunstfälschung ist Teamarbeit. Der Fälscher braucht den Händler, der wiederum die Museen und Sammler, zu welchen hilft auch ein Experte. Der berühmte Fälscher Alceo Dossena deckte den Betrug selbst auf, weil er sich von den Händlern übervorteilt fühlte, und begann, eigene Bilder zu malen.

Die sorgfältig kuratierte Schau ordnet auch ihre These ein, die Fälschung sei der verschwiegene Zwilling in der Kunstgeschichte, und man gehe erst heute daran, die Sammlungen zu überprüfen und zu bereinigen. Das stimmt nur zur Hälfte. Schon 1904 wies das Hannoversche Kestner-Museum auf Fälschungen in seiner Mittelalter-Sammlung hin. Als dessen Leiter sein Wissen an Kollegen aus dem

Ausland weitergeben wollte, wurde er von den Stadtbehörden höflich angewiesen, doch lieber darauf zu verzichten. In der Folge gab es immer mal wieder Ausstellungen gefälschter Bilder. Eine konsequente Aufarbeitung wird es aber wohl nie geben. Der globalisierte Kunstmarkt ist ein Biotop für Fälscher.

Der Kunstfälscher hat in der Regel vier Gegner. Der eine ist die Selbstüberschätzung, der zweite die Ruhmsucht, der dritte die Gewohnheit und der vierte der Anachronismus. An den Heidelberger Exponaten lässt sich das gut beobachten. Das Lovis Corinth zugeschriebene Porträt eines Frauenkopfs wirkt täuschend echt, nur leider kam die gewählte Frisur erst nach dem Tod des Künstlers in Mode. Die Farbgebung in der van Gogh zugeschriebenen Seelandschaft ist von höchster Intensität. Derart flammend hat der Maler aber erst in einer späteren Phase gemalt. In anderen Fällen ist der Pinselduktus oder die Signatur verkehrt und manchmal auch das Bild auf den Kopf gestellt.

Die chemischen Verfahren, mit denen man den Zeitsprung erkennen kann, werden immer ausgefeilter. Für den Fälscher steigt der Aufwand bei der Simulation von Anciennität. Es reicht nicht mehr, auf dem Flohmarkt ein altes Bild zu kaufen, die Leinwand abzureiben und die Fälschung daraufzumalen. Der größte Gegner wächst mit der Künstlichen Intelligenz aber gerade erst heran. Das letzte Exponat ist ein Rembrandt-Porträt, das aus Abermillionen Rembrandt-Pixeln nach Rembrandt-Art hervorgezaubert wurde. Man schaut es an und beginnt sich zu langweilen. Die Poesie von Kunst und Verbrechen verschwindet in den Algorithmen, und mit ihr die Aura des Fälschers. Natürlich kann man auch mit der KI im großen Stil fälschen. Aber das ist eine andere Geschichte. THOMAS THIEL

Kunst und Fälschung. Aus dem Falschen das Richtige lernen. Im Kurpfälzischen Museum, Heidelberg; bis 30. Juni. Kein Katalog.



Echt und Ente – finde die Unterschiede: Christian Goller (1943 bis 2017), ein Kunstmaler aus Niederbayern, fertigte sein „Knabenbildnis“ (links) nach dem von Lucas Cranach dem Älteren, datiert auf 1509.



Abendmahl

Von Simon Strauß

In der drängenden Frage, wie unsere Gesellschaft als Ganzes vor der Spaltung bewahrt werden kann, lohnt sich mitunter auch der Blick auf unsere Gemeinschaften, ganz praktisch, an Ort und Stelle. Zum Beispiel in Prenzlau. Im Bürgerhaus mit der Adresse Georg-Dreke-Ring 58a. Hier, mitten im sozialen Brennpunkt der nordbrandenburgischen Kleinstadt, sind seit 2020 verschiedene Träger ansässig, die sich um die Belange jener kümmern, die meist allein im Dunkeln stehen. Junge Frauen zum Beispiel, die ungewollt schwanger geworden sind und nun vor der Herausforderung zweifeln. Der in anonymen Beratungen festgestellte Bedarf beginnt hier oft bei der Frage: Wie überhaupt zur Entbindungsklinik kommen? Denn in Prenzlau gibt es keine solche Station, und wer kein eigenes Auto besitzt oder jemanden hat, der eins fährt, steht vor einem Problem. Darum kümmert sich dann die hiesige Schwangerschaftsberatung, aber auch um die Beantragung von finanziellen Hilfen oder um das Ausstellen jener Bescheinigung, die eine Frau für einen Schwangerschaftsabbruch braucht. Von hier aus wird allerdings auch das neue Leben willkommen geheißen, wird ein sogenannter „Baby Begrüßungsdienst“ organisiert, der nach einer Entbindung zur Mutter nach Hause kommt und sie in den ersten Wochen unterstützt. Das sind Dienste, die in Weihnachtsansprachen des Bundespräsidenten nur selten Erwähnung finden – und die doch von großer Bedeutung sind. Genau wie jener Bollerwagen, den eine Mitarbeiterin jeden Tag auf den Spielplatz um die Ecke schiebt und der mit Buddelzeug und Bällen gefüllt ist, damit die Kinder aus dem Viertel nicht schon beim Spielen erfahren, was Stratifikation bedeutet. Genau darum geht es auch an diesem Abend im Erdgeschoss des Bürgerhauses. Da veranstalten verschiedene Träger zum ersten Mal ein gemeinsames, unentgeltliches Abendessen für die Bewohner des Viertels – „Prenzlau is(s)“ lautet der hintergründige Titel, den der Bürgermeister in seiner Begrüßung auch gleich aufnimmt. Es gehe darum, „das miteinander zu pflegen und zu überlegen, was man ist und was man sein möchte“. Keine ganz triviale Aufgabenstellung, vor die sich die ungefähr vierzig Gäste gestellt sehen. Es sind vor allem Familien aus der Nachbarschaft, auch ein paar alleinstehende ältere Damen und Jugendliche. Zusammen wird gekocht, an der Wand hängen Rezepte für einen Yum-Yum-Salat und eine vegane Lauchsuppe. Das ist gut gemeint, zielt aber offensichtlich an den Essgewohnheiten der meisten Anwesenden vorbei. Eine Besucherin ruft aufgekrazt durch die Küche: „Ich bin Secondhand-Vegetarierin. Kuh frisst Gras, ich esse Kuh.“ Zwei junge Frauen berichten über das, was ihnen in Prenzlau fehlt. Das sind vor allem Freizeitmöglichkeiten. Es gibt in der Stadt keine Bar, keine Disco. Also trifft man sich auf dem Parkplatz hinter McDonalds, klappt den Kofferraum auf, trinkt Bier. Umso einleuchtender, dass das Bürgerhaus an diesem Abend gut besucht ist. Es sei entscheidend, heißt es bei Ferdinand Tönnies, dass wir auch diejenige Zusammenhalt stiftende Kraft „gebührend würdigen“, welche der Vernunft vorausgeht. Er spielte damit auf die soziale Bindungskraft der Religion an und meinte unter anderem auch das gemeinsame Abendmahl. So eines wie das in Prenzlau.

Lesemarathon mit Bassani

Angesichts des erstarkenden Antisemitismus in Deutschland hat die Vereinigung der Deutsch-Italienischen Kulturgesellschaften für ihren zehnten Lesemarathon einen Roman ausgewählt, der an die Ausgrenzung und Auslöschung der Juden im spätfaschistischen Italien erinnert: „Die Gärten der Finzi-Contini“ (1962) von Giorgio Bassani erzählt die Geschichte einer jüdischen Familie in Ferrara, die infolge der 1938 erlassenen Rassegesetze gesellschaftlich isoliert und schließlich nach Deutschland deportiert wird. Der Auftakt zu der Veranstaltungsreihe, an der sich Kulturinstitute, Dante-Gesellschaften, Stadtbibliotheken und Buchhandlungen beteiligen, erfolgt am 7. März. aro.